

GENDER – eine notwendige Analysekategorie für theologisches Denken und religiöse Praxis

Andrea Lehner-Hartmann

„Gender“ wird oftmals als *das* Modewort im feministischen Diskurs der neunziger Jahre bezeichnet. Modische Dinge charakterisiert, dass sie für kurze Zeit große Aktualität besitzen, um danach, wenn man sich sattdiskutiert hat, wieder in Vergessenheit zu geraten. Ob dieser vieldiskutierte Begriff, der mittlerweile vertraut gewordene andere Begriffe, wie weibliche (und männliche) Identität oder Geschlechtsrolle, zu verdrängen scheint, mehr als nur eine Modeerscheinung ist, und wo Genderforschung zu positionieren ist, diesen Fragen soll hier nachgegangen werden.

Begriffsgeschichte

Zu einem besseren Verständnis des Begriffs *gender* erscheint es hilfreich, der historischen Entwicklung der *sex-gender*-Theorien nachzugehen. Im Zuge der feministischen Bewegung, die Ende der sechziger Jahre neu erstarkte, etablierte sich erstmals die Frauenforschung im wissenschaftlichen Bereich. Sie wurde in Form der *Women's Studies* an amerikanischen Universitäten institutionalisiert und löste die, bis dahin vorwiegend von Männern betriebene, Forschung über Frauen ab. Frauen waren jetzt nicht mehr nur Objekte, sondern auch Subjekte der Forschung. Dies hatte zur Folge, dass die Lebensrealität der Frauen, die nun unmittelbar in die Forschung eingebracht wurde, eine Veränderung in der Themenauswahl, den Methoden und den Sichtweisen mit sich brachte. Die Auseinandersetzungen in den siebziger Jahren kreisten um die Themen „Gewalt gegen Frauen“, „Sexismus“, „Patriarchat“, „weibliche Lebensentwürfe“ u.v.m.. Die voranschreitenden Forschungen ließen bald auch die Grenzen der *Women's Studies* deutlich werden. Man stand vor der Frage, wie die Probleme von Frauen am besten gelöst werden können: in der Abgrenzung von oder in der Auseinandersetzung mit den Männern. Diese Überlegungen lenkten das Interesse vermehrt

auf die Erforschung der Geschlechterverhältnisse. Die *Gender Studies*, wie sie nun auch hießen, lösten die Frauenforschung nicht ab, sondern lassen sich als Konsequenz der Fragestellungen innerhalb der Frauenforschung verstehen.¹

Der Begriff *gender* war bis in die sechziger Jahre dieses Jahrhunderts nur zur Unterscheidung des grammatikalischen Geschlechts bekannt. 1968 taucht er bei dem Psychoanalytiker Robert Stoller zur Kennzeichnung des psychologisch-kulturellen Moments weiblichen und männlichen Seins auf und wird so von *sex*, der biologischen Definiertheit der Geschlechter unterschieden. Dieses *sex-gender*-Konzept wurde dann vor allem durch den Aufsatz „The Traffic in Women“ von Gayle Rubin (1975) in den feministischen Diskurs eingeführt. *Gender* oder *Genus* – wie sich der Begriff auch manchmal in der deutschsprachigen Diskussion finden lässt – drückt aus, dass männliches und weibliches Sein historisch und soziokulturell geformt sind. Dahinter steht die Erfahrung, dass das Betonen der sexuellen Differenz, die zunächst auch im Feminismus die Grundlage für das Reden und Denken von Weiblichkeit (und Männlichkeit) abgab, das Machtgefälle zwischen Frauen und Männern nicht aufheben kann. Eine bewusst positive Konnotation von weiblichem Körper, weiblicher Sexualität, weiblichem Selbstbewusstsein, dem Postulieren einer gemeinsamen weiblichen Erfahrung und einer daraus abgeleiteten Solidarität der Frauen (*sisterhood*) blieb nach wie vor dem dualen Verständnis von Kultur und Natur, Produktion und Reproduktion, Öffentlichkeit und Privatheit verhaftet. Demgegenüber ermöglichte jetzt die Unterscheidung von *sex* und *gender* jene Annahmen zu widerlegen, die die unterschiedlichen (Er)Lebens- und Verhaltensweisen von Frauen und Männern in kausalem Zusammenhang mit der sexuellen Differenz sehen und somit als „natürlich“ und unveränderlich voraussetzen. Diese *sex-gender*-Unterscheidung bewirkte zweierlei: einerseits ermöglichte sie die Befreiung aus der biologischen Festschreibung und der daraus abgeleiteten und somit legitimierten geschlechtsspezifischen Aufgabenverteilung mit ihren Über- und Unterordnungsverhältnissen in Familie, Recht, Bildung und Politik; andererseits führte sie dazu, die Hie-

¹ Eine gute Übersicht über die Entstehung der Genderforschung findet sich im Artikel von Renate Hof, Die Entwicklung der *Gender Studies*, in: Bußmann, Hadumod/Hof, Renate (Hg.): *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, Stuttgart 1995

rarchisierung des Geschlechterverhältnisses als eine in den gesellschaftlichen Strukturen eingeschriebene wahrzunehmen.

Beiträge aus der Männerforschung

Im Zuge der Ausweitung der Frauenforschung als Geschlechterforschung haben sich in den USA zu den *Women's Studies* auch die *Men's Studies* etabliert, wobei Forschungsinteressen und Forschungsstand der Männerforschung nicht mit denen der Frauenforschung gleichzusetzen sind. Der unterschiedliche Forschungsstand lässt sich an der Diskussion des Geschlechtsrollenkonzeptes gut dokumentieren.

Sowohl *gender* als auch die Definition von „sex role“ als soziale Zuschreibung stimmen darin überein, dass sie eine biologische Determiniertheit der Geschlechter ausschließen. Diese Übereinstimmung verleitet dazu, Geschlechtsrolle synonym zu *gender* zu verwenden, was aber eine verkürzte Sichtweise der Analysekategorie *gender* darstellt. Aus der Perspektive der Genderforschung lassen sich an der konventionellen Rollentheorie folgende Kritikpunkte anführen: Erstens, durch die Trennung zwischen Person und Rolle wird nicht geklärt, wie Frauen und Männer sich zu ihrer jeweiligen Rollenzuschreibung verhalten können. Zweitens, eine Veränderung der Geschlechtsrolle, die nur in einer Veränderung sozialer Prozesse, wie sie in den Erwartungshaltungen von Familie, Schule, Medien, Berufswelt transportiert werden, gesehen werden kann, stellt eine reduzierte Sichtweise dar. Drittens, das Konzept der Geschlechtsrolle kann keine Aussage über die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern machen. Viertens, dem Geschlechtsrollenkonzept liegt ein komplementäres Geschlechterverständnis zugrunde, das Parsons durch eine Aufteilung in eine instrumentelle (männliche) und eine expressive (weibliche) Orientierung vornimmt (Connell 25; 280).

Nach Robert Connell ist der derzeitige Forschungsstand der Männerforschung in den USA auf der Ebene des konventionellen Rollenverständnis anzusiedeln, worin er auch den Grund für deren Stagnation sieht. „The male sex role literature, though aware of change and often enthusiastic about it, persistently sees change as impinging on the role from elsewhere (as a result of technological change, for instance). It does not have a way of understanding change as a dialectic *within* gender relations“

(Connell 27). Diese Sichtweise wiederum hat zur Folge, dass die Theorie zur männlichen Geschlechtsrolle ein Verständnis von Männlichkeit hervorbringt, das im Grunde dem traditionellen Rollenklischee verhaftet bleibt (z.B. Richard Rohr). Daraus erklärt sich auch das Verhalten eines Teils der amerikanischen Männerbewegung, der sich in den siebziger Jahren noch engagiert für Änderungen im Geschlechtsrollenverständnis einsetzte, in den achtziger Jahren aber keinen effektiven Widerstand gegen jene Ideologien leistete, die sich in Ablehnung der „softness“ in Reminiszenzen an die Vergangenheit ergingen und dem Bild des starken Mannes erneut zuwandten. Deutschsprachige „Männerforschung“ besitzt Ende der achtziger Jahre nach Einschätzung von Walter Hollstein nicht einmal das Fundament der konventionellen Rollensoziologie (Hollstein 22f). Ende der neunziger Jahre lassen sich mittlerweile vereinzelt Forschungsarbeiten entdecken, die ihre Anbindung an den Forschungsstand der Frauen- und Geschlechterforschung gefunden haben und ihre Beiträge im anglo-amerikanischen Raum als „Feminist Men’s Studies“ oder im deutschsprachigen Raum unter „kritischer Männerforschung“ ausweisen.²

Entwicklungslinien innerhalb der Genderforschung

Innerhalb der Frauenforschung kam es in den achtziger Jahren zu intensiven – manchmal auch sehr kontroversiellen³ – Auseinandersetzungen und Theoriebildungen. Einige Grundlinien seien hier kurz skizziert. Nachdem sowohl die Begriffe Weiblichkeit und Männlichkeit als auch die Kategorisierung in die Frauen/ die Männer ihrer Plausibilität beraubt wurden, konnte es folglich kein generalisierendes Sprechen von (männlichen)

² Neuere Ansätze in der deutschsprachigen Männerforschung, die dieser Einführung einer konventionellen Rollentheorie zu entkommen versuchen, legen Lehner 1997 und Meuser 1998 vor. Während Erich Lehner sich der Frage nach dem Wandel des Mannseins im Kontext der jeweiligen Geschlechter- und Gesellschaftsverhältnisse widmet und soziologische, psychologische und theologische Theorien zur Kategorie Mann auf dem Hintergrund der Gendertheorien diskutiert, versucht Michael Meuser darzustellen, wie Männlichkeit in den unterschiedlichen männlichen Milieus gegenwärtig konstruiert wird.

³ Heftig diskutiert wurden Chancen und Gefahren von gleichheitsorientierten versus differenzorientierten feministischen Theorien. Einen guten Überblick über die Diskussion bietet Sieglinde Rosenberger in „Geschlechter-Gleichheiten-Differenzen“.

Tätern und (weiblichen) Opfern mehr geben, ohne die eigene Beteiligung an den *gender*-Konstruktionen mit zu reflektieren. Die These von der Mittäterschaft⁴ (*Thürmer-Rohr*, 38-56), die Ende der achtziger Jahre von Thürmer-Rohr in den feministischen Diskurs eingebracht wurde, ist charakteristisch für diesen Wandel. Notwendig wurde ein Umdenken nicht zuletzt deshalb, weil sich Frauen kritisch zu Wort meldeten, die nicht der weißen „Rasse“ angehörten, die eine andere sexuelle Orientierung hatten als die heterosexuelle, die einer anderen religiösen Überzeugung folgten als der christlichen und die anderen sozialen Verhältnisse entstammten als dem europäischen oder nordamerikanischen Mittelstand. Sie wehrten sich gegen die Vereinnahmung durch das Postulat einer universalen weiblichen Erfahrung, das sie allein von weißen, heterosexuellen, christlichen, privilegierten Mittelstandsfrauen definiert sahen (*bell hooks* 1981 und 1996, 64f). Die Desillusionierung einer homogenen universalen weiblichen Erfahrung führte zu der Erkenntnis, dass die Differenzen innerhalb der Gruppe Frauen (*vice versa* innerhalb der Gruppe Männer) größer sein können als zwischen den Geschlechtern und dass andere soziale Faktoren mehr Einfluss haben können als Geschlecht. Eine Folge dieser kritischen Korrektur war, dass *gender* im Konnex zu „*class and race*“ – vor allem in den USA – weiter diskutiert wurde.

In einem nächsten Schritt kam es vermehrt zu einem kritischen Hinterfragen von *sex* als biologischer Voraus-Setzung, nach der der Körper als ahistorisch und außerkulturell angesehen wird. Aus Sicht der Kritikerinnen (z.B. Butler, Scott, Nicholson, Maihofer) kommt dann dem Körper lediglich die Funktion eines „stummen Dieners“ (*Nicholson* 189) zu, dem die sozial und kulturell konstruierten weiblichen oder männlichen Persönlichkeits- und Verhaltensmerkmale umgehängt werden. Denn „in der ‘Sex-Gender’-Trennung werden zwar die jeweiligen Geschlechtsrollen und -identitäten als historisches Produkt begriffen, gleichzeitig werden aber die herrschende heterosexuelle Geschlechterordnung und deren Behauptung zweier biologisch eindeutig verifizierbarer Geschlechter reproduziert und mit ihr die (...) tra-

⁴ Christina Thürmer-Rohr verwendet bewusst den Begriff der Mittäterschaft und nicht der Mittäterinnenschaft, um das Hierarchiegefälle zwischen den Geschlechtern nicht zu nivellieren.

ditionelle Dichotomie zwischen Natur und Kultur“ (Maihöfer 173). Im Zuge dieser Problematisierung wird vermehrt auch die historische und kulturelle Verfasstheit des Körpers betont. *Sex* wird in der Folge unter *gender* subsumiert.

Trotz der unterschiedlichen Diskussionsverläufe und Positionen innerhalb der Genderforschung lässt sich festhalten:

„Der Einsatz von *gender* als Analysekategorie versprach die Möglichkeit, die fragwürdig gewordene Opposition zwischen Frauen und Männern zu dekonstruieren, sie gleichzeitig jedoch in ihrer sozialen, kulturellen und politischen Realität als Mechanismus der Hierarchisierung ernstzunehmen“ (Hof 21). Die Genderforschung hat Interesse an der Frage, wie es zu den gesellschaftlich vorfindbaren Konstruktionen von Mann- und Frau-Sein, die in den alltäglichen Interaktionsprozessen von Männern und Frauen („*doing gender*“) sichtbar werden, gekommen ist und welche Bedeutung diese haben. Im Vordergrund steht dabei das Reflektieren dieser Prozesse, die die Praxis des individuellen Lebens, als auch den Diskurs, die Ideologien, das kulturelle Leben und die Institutionen wie Staat, Kirche, Schule, Arbeitsplatz umfassen. „Many find it difficult to accept that institutions are substantively, not just metaphorically, gendered. This is, nevertheless, a key point“ (Connell 73). Auch wenn hier aus Platzgründen nicht näher darauf eingegangen werden kann, soll diese Schlüsselfunktion, die den Institutionen in der Geschlechterfrage zukommt, nicht aus den Augen verloren werden. Denn Institutionen haben in ihren Zielen, in ihren Organisationsstrukturen (wie Arbeitszeitregelung, Aus- und Weiterbildungsangeboten, Repräsentanz der Geschlechter in den Leitungsfunktionen bzw. in den unteren Positionen, Karrieremöglichkeit,...) und in ihrer Organisationskultur bestimmte Geschlechterverhältnisse eingeschrieben (Lehner-Hartmann 14ff). Daran wird deutlich, dass Genderforschung immer auch Gesellschaftsforschung bedeutet und umgekehrt. Ebenso wird daran deutlich, dass individualisierende Ansätze sehr schnell an ihre Grenzen stoßen werden.

Gender in Theologie und religiöser Praxis

Fokussiert auf Theologie und religiöses Handeln ermöglicht *gender*, die soziokulturellen Konstruktionen von Frau- und Mann-Sein und die ihnen innewohnende Hierarchisierung der Ge-

schlechter im Hinblick auf die Ebenen der individuellen alltäglichen (religiösen) Lebenspraxis, des theologischen (interdisziplinären) Diskurses und der Institutionen wahrzunehmen, um in einem nächsten Schritt Veränderungen in Richtung Geschlechtersymmetrie einzuleiten. Wie dies aussehen kann, soll blitzlichtartig an einigen Punkten angedacht werden.

Ein erster Schritt kann im kritischen Hinterfragen bzw. in einer asketischen Verwendung der zumeist unreflektiert verwendeten Begriffe wie Weiblichkeit und Männlichkeit bestehen. Eine Entmythologisierung von Weiblichkeits- und Männlichkeitstheorien ist nicht gleichbedeutend mit einer Nivellierung des Geschlechts, sondern zielt darauf ab, mögliche vorhandene Differenzen im Denken, Handeln und Fühlen von Frauen und Männern in ihrer historischen, sozialen und kulturellen Entwicklung wahrzunehmen. Dies bietet eine Alternative zu ontologisch-essentialistischen Weiblichkeits- und Männlichkeitskonzepten, in denen die binäre Opposition von Mann- und Frausein festgeschrieben ist und die zu einem Kampf um das bessere Menschsein führen, in welchem unproduktiv Energien gebunden werden. Ein Betonen der Differenz zwischen Frauen und Männern führt notgedrungen – insofern sie nicht bereit ist, eine Über- und Unterordnung zu akzeptieren – zu solch einem Kampf. Da es aber zunächst einmal um das Anerkennen des vollen Menschseins für beide Geschlechter geht, scheint es angebracht zu sein, diesen Ansätzen mit einer „Hermeneutik des Verdachts“ (Schüssler-Fiorenza) zu begegnen.⁵

Gemäß diesem Paradigmenwechsel ergeben sich auch im Hinblick auf die religiöse Praxis bestimmte Fragestellungen. Die leitende Frage kann sich nun nicht mehr darin erschöpfen, ob wir eine geschlechtsspezifische religiöse Erziehung, eine geschlechtsspezifisch ausgerichtete Liturgie, eine geschlechtsspezifische Gebetskultur u. dgl. brauchen. Vielmehr gilt es, den in der religiösen Erziehung, Verkündigung und Glaubenspraxis – die immer eine geschlechtsspezifische waren und sind – wirksamen Mechanismen nachzugehen: Welchen kulturellen und sozialen

⁵ Diese „Hermeneutik des Verdachts“ (Schüssler-Fiorenza) gilt es auch auf jene Konzepte anzuwenden, die sich in ihren Begründungen auf die anima-animus-Theorie und die Archetypenlehre Jung'scher Psychologie stützen und die im kirchlich-religiösen Kontext sehr gerne rezipiert werden und auf große Resonanz stoßen.

Prägungen und Bewertungen unterliegt die Religiosität von Frauen und Männern? Welche Ausdrucksformen, Funktionen und Rituale sind für das jeweilige Geschlecht vorgesehen, werden übernommen bzw. verweigert?⁶ Vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse wird dann entschieden werden müssen, ob Frauen und Männer tatsächlich eine spezifische Form der religiösen Unterweisung brauchen oder ob nicht vielmehr die den religiösen Vermittlungsprozessen innewohnenden *Genderismen* aufgespürt und ausgeräumt werden müssten. Um es an einem Beispiel deutlich werden zu lassen: Werden die vorherrschenden männlichen Gottesbilder lediglich durch weibliche Gottesbilder ergänzt, mag dies für manche sehr „modern“ wirken, aber es zielt nicht automatisch auf eine Dekonstruktion der Geschlechterasymmetrie ab. Werden die den gesellschaftlichen Stereotypisierungen entnommenen Weiblichkeits- und Männlichkeitsvorstellungen auf Gott übertragen, wird die Hierarchisierung der Geschlechter lediglich in Gott hinein verlagert. Welche Bedeutung können dann weibliche Gottesbilder für Mädchen/Frauen und Buben/Männer haben, wenn für die einen „weibliches Benehmen“ als Abwertung von Männlichkeit qualifiziert wird und es die anderen auf traditionelle Rollenzuschreibungen einengt. Eine Entmännlichung als auch eine Entweiblichung der Gottesbilder kann im Sinne von *gender* einer Geschlechtersymmetrie zuträglicher sein als das bloß additive Hinzufügen von weiblichen Gottesbildern zu den männlichen.

Abschließend lässt sich festhalten, dass das Projekt *gender* TheologInnen und kirchliche MitarbeiterInnen, die in Lehre und Verkündigung tätig sind, herausfordert, ihre Konzepte nicht nur auf *Sexismen* (Abwertung von Frauen in Reduktion auf Körperlichkeit) sondern auch auf *Genderismen* (Festschreibung von Frauen und Männern auf bestimmte Rollenstereotypen mit dem Effekt der Festschreibung der Geschlechterhierarchie) hin zu überprüfen. Da *gender* sowohl Objekt als auch Subjekt der Forschung bestimmt, bestimmt es somit jegliches theologisches und kirchliches Denken und Handeln. Folglich genügt es nicht mehr, feministische Fragestellungen am Ende eines Artikels oder eines Vortrages

⁶ Gerade im Hinblick auf die religiöse Erziehung scheint es mir wichtig zu sein, die individuelle Glaubensgeschichte und -praxis von Frauen und Männern nicht isoliert von der institutionellen Glaubensverkündigung und der darin repräsentierten Geschlechterhierarchie zu sehen.

der Modernität halber anzuführen oder theologische Sammelwerke mit Sonderbeiträgen zu feministischer Theologie abzurunden. *Gender* verlangt eine Auflösung der Ghettoisierung des Feminismus. *Gender* fordert Frauen und Männer heraus, sich und ihr gesamtes theologisch-kirchliches Tun auch im Rahmen der Geschlechterverhältnisse zu reflektieren.

Literatur:

Bilden, Helga: Geschlechtsspezifische Sozialisation, in: Klaus Hurrelmann/Dieter Ulich (Hg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim 1991

Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt 1991

Butler, Judith: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt 1997

Hof, Renate: Die Entwicklung der *Gender Studies* in: Bussmann Hadumod/Hof, Renate (Hg.): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften, Stuttgart 1995, 2-33

Connell, Robert W.: Masculinities, Cambridge 1995

Hollstein, Walter: Nicht Herrscher, aber kräftig. Die Zukunft der Männer, Hamburg 1988

hooks, bell: Ain't I a woman?: black women and feminism [1981], Boston 1995

dies.: Sehnsucht und Widerstand. Kultur, Ethnie, Geschlecht, Berlin 1996

Maihofer, Andrea: Geschlecht als Existenzweise. Einige kritische Anmerkungen zu aktuellen Versuchen zu einem neuen Verständnis von „Geschlecht“ in: Geschlechterverhältnisse und Politik. Hg. v. Institut für Sozialforschung, Frankfurt 1994, 168-187

Lehner, Erich: Männer an der Wende. Grundlagen kirchlicher Männerarbeit, Diss., Wien 1997

Lehner-Hartmann, Andrea: Geschlecht, ein beachtenswertes Element im Supervisionsprozeß? Die Relevanz der Genderforschung für die Theorie und Praxis der Supervision, in: Organisationsberatung Supervision Clinical Management 1/1998, 5-26

Meuser, Michael: Geschlecht und Männlichkeit: soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Leverkusen 1998

Nicholson, Linda: Was heißt „gender“? in: Geschlechterverhältnisse und Politik. Hg. v. Institut für Sozialforschung, Frankfurt 1994, 188-220

Rohr, Richard: Der wilde Mann. Geistliche Reden zur Männerbefreiung, München 1988

Rosenberger, Sieglinde: Geschlechter-Gleichheiten-Differenzen.

Eine Denk- und Politikbeziehung, Wien 1996

Rubin, Gayle: The Traffic in Women, in: Rayna R. Reiter (Hg.), Toward an Anthropology of Women, New York 1975

Scott, Joan W.: A useful category of historical analysis, in: The American Historical Review 5/1991, 1053-1075

Stoller, Robert: Sex and Gender, New York 1968

Thürmer-Rohr, Christina: Aus der Täuschung in die Ent-Täuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen in: dies.: Vagabundinnen. Feministische Essays, Berlin 1992, 38-56

Andrea Lehner-Hartmann, Mag. theol., bisherige berufliche Arbeitsfelder u.a.: Pastoralassistentin in einer Wiener Stadtrandpfarre (St. Christoph am Rennbahnweg), AHS-Lehrerin für Religion am Akademischen Gymnasium Wien, Bildungsreferentin bei Aktion Leben Österreich, Leiterin des Berufsvorbereitungskreises für ReligionslehrerInnen der ED Wien, Leiterin des Ausbildungslehrganges für religiös-theologische Erwachsenenbildung am ABI des Forums für Erwachsenenbildung, derzeit tätig als: Universitätsassistentin am Institut für Religionspädagogik und Katechetik der Kath.-Theol. Fakultät in Wien (Forschungsschwerpunkte: Disserationsprojekt zu „Gewalt in Familien“, Genderforschung in ihrer [religions]pädagogischen Relevanz, Fachdidaktik) Referentin v.a. in der Aus- und Weiterbildung für (Religions)lehrerInnen freiberuflich als Supervisorin ehrenamtliche Tätigkeiten: u.a. Kuratoriumsmitglied des KBW Wien, Mitarbeit bei der Erstellung des Lehrplans '99